

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Laetitia
Colombani

Das Haus der Frauen

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Marquardt

S. FISCHER



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
„Les Victorieuses“ bei Editions Grasset & Fasquelle
© Editions Grasset & Fasquelle 2019

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstraße 114
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-390003-3

2

Öffentlicher Schreiber gesucht. Kontaktieren Sie uns.

Als Solène diese Zeilen liest, überfällt sie ein seltsamer Schauer. *Schreiber*. Nur ein Wort, und alles ist wieder da.

Anwältin zu werden war nie ihr Herzenswunsch gewesen. Als Kind hatte Solène alle mit ihrer überbordenden Phantasie beeindruckt. Als Jugendliche fiel sie durch ihre besondere Fähigkeit im sprachlichen Ausdruck auf. Die Lehrer bescheinigten ihr einhellig ein großes Talent auf diesem Gebiet. Tag und Nacht füllte sie leere Hefte mit Gedichten und Erzählungen, ihre Imagination schien nie zu versiegen. Insgeheim träumte sie davon, Schriftstellerin zu werden. Sie wollte ihr Leben an einem Schreibtisch verbringen, wie Colette, mit einer Katze auf dem Schoß, und wie Virginia, in einem *eigenen Zimmer*.

Als Solène ihren Eltern von ihren beruflichen Plänen erzählte, reagierten sie mehr als reserviert. Sie waren beide Juraprofessoren, durch und durch, künstlerische Neigungen beäugten sie mit Argwohn, Flausen waren das, die ins Abseits führten. Sie sollte sich einen anstän-

digen Beruf aussuchen, einen, der ihr gesellschaftliche Anerkennung einbrachte. Das war es, was zählte.

Ein anständiger Beruf. Ganz egal, ob er einen glücklich machte.

Vom Bücherschreiben kann man nicht leben, meinte ihr Vater. *Es sei denn, man ist ein Hemingway, aber das ...* Er hatte das Ende seines Satzes in der Schwebelage lassen. Doch Solène wusste genau, was dieses Zögern bedeutete. Er wollte sagen: *aber das hängt davon ab*. Es hängt von deinem Talent ab. Es hängt von anderen ab. Es hängt von so vielen Dingen ab, die wir nicht beeinflussen können und die uns Angst machen. Also: *Lass die Finger davon. Hör auf zu träumen*.

Du solltest lieber Jura studieren, hatte er stattdessen vorgeschlagen. *Schreiben kannst du ja trotzdem, für dich*. Woraufhin Solène ihre Pläne an den Nagel hängte, die Idee der Katze auf ihren Knien ebenso wie die Romane von Virginia. Wie ein braver kleiner Soldat trat sie zurück ins Glied. Ihre Eltern wollten eine Anwältin zur Tochter, sie würde sich diesem Wunsch fügen. Anstelle ihrer eigenen Bedürfnisse würde sie die Bedürfnisse ihrer Eltern verwirklichen. *Mit Jura kommst du überallhin*, hatte ihre Mutter behauptet. Eine Lüge. Mit Jura kam man nirgendwohin. Jura führte immer nur zu Jura. Deswegen war Solène in dem Zimmer mit den weißen Wänden gelandet, wo sie versuchte, all die Jahre zu vergessen, die sie mit der Juristerei zugebracht hatte. Als die Eltern sie in der Klinik besuchten, zeigten sie

sich ratlos angesichts ihres Zustandes. *Du hast doch alles*, sagten sie, *einen tollen Job in einer renommierten Kanzlei, eine schöne Wohnung ...*

Ja, und?, denkt Solène bitter. Ihr Leben kommt ihr vor wie ein Modellhaus. Auf dem Foto wirkt es hübsch, aber bei genauerer Betrachtung stellt man fest, dass das Wesentliche fehlt. Es ist nicht bewohnt. Ihr kommt ein Ausspruch von Marilyn Monroe in den Sinn: *Karriere ist etwas Herrliches, aber man kann sich nicht in einer kalten Nacht an ihr wärmen*. Solènes Füße sind eiskalt. Ihr Herz ist es auch.

Kindheitsträume zu vergessen ist nicht schwer, man hört einfach auf, daran zu denken. Man bedeckt sie mit einem Schleier, so wie man Laken über Möbelstücke wirft, wenn man ein Haus für längere Zeit verlässt.

Eine Weile gelang es Solène, neben der Arbeit in der Kanzlei zu schreiben, sie nutzte jede freie Minute. Doch die zeitlichen Abstände zwischen ihren Texten wurden immer größer. Bis in ihrem überladenen Terminkalender schließlich gar kein Platz mehr für fürs Schreiben war. Der Alltag als Anwältin war anspruchsvoll, Solène war es auch. Die Arbeit fraß immer öfter ihre Abende, Wochenenden und Urlaube auf. Sie hatte einem unerschrockenen Monster, das nie satt und zufrieden war, die Tür geöffnet, und es dauerte nicht lange, da verschlang es alles. Freizeit, Freunde. Und auch ihr Liebes-

leben. Die Männer stiegen aus, sobald sie begriffen, dass sie der Konkurrenz nicht gewachsen waren. Nächtlanges Durcharbeiten, ausgeschlagene Essenseinladungen, in letzter Minute stornierte Urlaubsreisen – immer lag etwas Dringendes in der Kanzlei an, immer war alles wichtiger als das Private. Dennoch zog Solène den Gewaltmarsch durch. Keine Zeit zu leiden, keine Zeit zu heulen.

Bis Jérémy auf der Bildfläche erschien.

Ein attraktiver, gebildeter, geistreicher Jurist, den sie bei der Wahl des Präsidenten der Pariser Anwaltskammer kennenlernte. Dass sie den gleichen Beruf ausübten, beruhigte Solène. Jérémy würde sie verstehen, er setzte dieselben Prioritäten, dachte sie. Dabei hatte eine Freundin sie gewarnt: »Zwei Anwälte in einer Beziehung, sind einer zu viel.« Sie sollte recht behalten. Jérémy verließ Solène für eine weniger brillante Frau, die jedoch verfügbarer war. Er hatte sie bei einem Abendessen getroffen, das Solène absagen musste, weil ein Fall sie mal wieder völlig in Beschlag nahm.

Öffentlicher Schreiber. Die Wörter haben Kraft. Sie wirken wie Zündstoff. Lange bleibt Solènes Blick an der Überschrift dieser Anzeige haften. Über einen Link gelangt sie auf die Website einer Organisation, die sich »Schreiben verbindet« nennt. Gleich auf der Startseite findet sich das detaillierte Anforderungsprofil für einen öffentlichen Schreiber: *Sie sind ein Profi in der schrift-*

*lichen Kommunikation und verstehen sich als Ansprechpartner*in für jedes Anliegen, das einen Schriftverkehr erfordert – vom persönlichen Brief bis zum amtlichen Schreiben. Sie sollten vielseitig informiert sein, die Regeln von Syntax, Rechtschreibung und Grammatik beherrschen und über Gewandtheit und Routine im Formulieren verfügen. Darüber hinaus sind Sie vertraut mit administrativen Vorgängen und sicher im Umgang mit dem Internet sowie den gängigen Textverarbeitungssystemen. Kenntnisse im juristischen und wirtschaftlichen Bereich sind empfehlenswert.*

Solène bringt alle diese Kompetenzen mit. Die Anzeige scheint wie auf sie zugeschnitten. An der Universität wurde sie oft für ihren flüssigen Stil und reichen Wortschatz gelobt. Und nicht selten baten Kanzleikollegen sie um Rat, wenn sie ihre Schriftsätze verfassten. *Du schreibst so gut*, fanden sie.

Die Idee, ihre Worte Menschen an die Hand zu geben, die sie brauchten, gefällt ihr. Sie könnte das. Ja, das würde sie hinkriegen.

In einem letzten Punkt präzisiert die Anzeige, dass die *Fähigkeit, gut zuzuhören*, ebenfalls ins Portfolio eines öffentlichen Schreibers gehört. Wenn Solène im Umgang mit ihren Mandanten eines perfektioniert hat, dann wohl das: sich selbst zurückzunehmen und ihrem Gegenüber Raum zu geben. Ein guter Anwalt hat auch psychologisches Geschick, er ist eine Vertrauensperson. Sie selbst hat sich viele Lebensbeichten angehört, Ge-

heimnisse, die bis dahin unausgesprochen waren, und sie hat eine Menge Tränen getrocknet. Sie hat ein Gespür für Menschen. Sie ist jemand, dem man sich bereitwillig offenbart.

Sich selbst aus dem Fokus nehmen, hat der Psychiater ihr geraten, *sich nützlich fühlen, indem man sich für eine Sache engagiert, anderen hilft*. Entschlossen klickt Solène auf »Kontakt«, schreibt eine Nachricht an die Organisation und schickt sie ab. Alles ist besser, als weiterhin langsam auf diesem Sofa zu verkümmern. Außerdem, findet sie, ist »Schreiben verbindet« ein schöner Name, und einen Versuch ist es wert, sie hat schließlich nichts zu verlieren.

Am nächsten Morgen klingelt das Telefon, es ist der Leiter der Organisation. Er heißt Léonard. Seine Stimme ist klar, er wirkt heiter. Er bittet sie um ein Treffen, noch am selben Tag, in seinem Büro im XII. Arrondissement. Überrascht von dieser prompten Rückmeldung, sagt Solène zu und notiert die Adresse auf einem kleinen Zettel.

Sich anzukleiden kostet sie Überwindung. In letzter Zeit hat sie sich nur noch im Jogginganzug durch die Wohnung geschleppt. Zum Einkaufen im Laden an der Ecke ist sie in Leggings und Jérémys altem Pulli gegangen. Der Gedanke daran, die Metro zu nehmen, um einen Termin in einem entlegenen Viertel wahrzunehmen, strapaziert sie schon im Voraus. Sie ist kurz davor,

die Sache abzublasen. Sie fühlt sich nicht in der Lage, irgendwelche Fragen zu beantworten, eine gepflegte Konversation zu betreiben.

Andererseits klang der Mann am Telefon sehr sympathisch. Also schluckt Solène ihre Tabletten und begibt sich tapfer zu der Adresse auf ihrem Zettel. Keine sehr einladende Gegend. Ihr Ziel ist ein baufälliges Gebäude am Ende einer Sackgasse. Die Eingangstür lässt sich nicht öffnen – *die Gegensprechanlage ist kaputt*, teilt ihr ein Bewohner mit, der gerade aus dem Haus tritt, *der Aufzug übrigens auch*. Solène kämpft sich zu Fuß die fünf Stockwerke hoch bis zu »Schreiben verbindet«. Ein Mann um die vierzig empfängt sie mit offenen Armen. Er freut sich ganz offensichtlich, sie zu treffen, und führt sie in einen Raum, den er stolz als »Sitz der Organisation« bezeichnet, ein winziges Büro, in dem unglaubliches Chaos herrscht. Solène muss an ihre perfekt aufgeräumte Wohnung denken und fragt sich, wie man auf einer solchen Baustelle arbeiten kann. Léonard befreit einen Stuhl von einem Stapel Briefe und lädt sie ein, Platz zu nehmen. Er bietet ihr einen Kaffee an, sie nickt, warum, ist ihr schleierhaft – sie trinkt nie Kaffee, immer nur Tee. Er reicht ihr eine Tasse mit einer bitteren, kalten Brühe, die sie nur aus Höflichkeit herunterbringt. Beim nächsten Mal, nimmt sie sich vor, wird sie das Angebot ausschlagen.

Léonard setzt sich eine Brille auf und überfliegt erstaunt ihren Lebenslauf. Normalerweise, gesteht er,

bewerben sich bei ihm Rentner, die nichts anderes zu tun haben, eine Anwältin aus einer Großkanzlei war noch nicht dabei. Über die Gründe, die sie hierhergeführt haben, schweigt Solène. Sie erwähnt mit keiner Silbe die Depression, den Burn-out, den Tod von Arthur Saint-Clair, all das, was ihr den Boden unter den Füßen weggerissen hat. Sie spricht von einer beruflichen Umorientierung. Auf keinen Fall will sie sich outen und eine wie auch immer geartete Vertraulichkeit zu einem Unbekannten herstellen. Deswegen sitzt sie nicht hier. Während Léonard ihre Unterlagen durchsieht, fallen ihr die Kinderzeichnungen ins Auge, die an der Wand hinter ihm hängen. Eine ist mit einem krakeligen *Ich hab dich lihb* versehen. Ein selbstgetöpfter Dinosaurier thront auf dem Schreibtisch und dient als Briefbeschwerer. *Das ist ein Deltadromeus*, erklärt Léonard, *man könnte meinen, es handle sich um einen Tyrannosaurus Rex, aber nein, schauen Sie mal, seine Pranken sind viel feiner*. Solène lächelt zustimmend. Ein normales Leben zu führen bedeutet offenbar, dass man sich mit den komplizierten Namen von Dinosauriern auskennt und eine Sammlung von Liebesbekundungen mit Rechtschreibfehlern sein Eigen nennt.

Léonard gratuliert ihr zu ihrer glanzvollen Laufbahn mit all den Abschlüssen und reicht ihr den Lebenslauf wieder über den Tisch. Sie ist perfekt für die ausgeschriebene Stelle! Ein Geschenk des Himmels für die Organisation! Wann kann sie anfangen? Solène zögert, sie ist

ein bisschen irritiert. Sie hat soeben das wohl kürzeste Bewerbungsgespräch ihres Lebens geführt. Wenn sie im Vergleich dazu an die vielen Etappen denkt, die sie bis zur Einstellung in der Kanzlei durchlaufen musste – ein langer, mühsamer Prozess. Natürlich hat sie nicht erwartet, dass man hier den gleichen Anforderungen unterzogen wird, aber sie ist davon ausgegangen, dass man sie zumindest zu ihrer Erfahrung befragt. *Wir suchen händeringend nach freiwilligen Helfern, sagt Léonard, zwei unserer Rentner sind vor kurzem gestorben.* Als er merkt, dass seine Ausführungen nicht gerade ermutigend wirken, lacht er: *Nicht alle Mitglieder der Organisation sterben, ein paar überleben auch, manchmal.* Nun muss Solène auch lachen. Léonard übertreibt es ein wenig, aber seine Art ist nicht unangenehm. Seine positive Energie überträgt sich. Er fügt hinzu, dass sie den Kandidaten normalerweise eine Ausbildung von zwei Tagen anbieten, dass ihm das in ihrem Fall allerdings nicht nötig erscheine. Sie sei klar überqualifiziert, sie werde sich problemlos in den Job einfinden. Sie wisse vermutlich besser als jeder andere, wie man ein offizielles Schreiben aufsetzt, Formulare ausfüllt, Ratschläge gibt, jemanden anleitet und Menschen begleitet, die sich hilfeschend an sie wenden. Dann taucht Léonard hinter dem Berg Papier ab, der sich auf seinem Schreibtisch angesammelt hat, und zieht ein Blatt hervor – es sieht chaotischer hier aus, als es ist, bemerkt er, aber ich weiß immer genau, wo ich was suchen muss.

Er schlägt ihr eine Aufgabe in einem Haus für Frauen vor. Sie brauchen dort jemanden, der eine Stunde pro Woche zur Verfügung steht, um die Bewohnerinnen bei der Erledigung ihrer Korrespondenz zu unterstützen.

Solène atmet tief durch. Ein Wohnheim für Frauen, die Idee lässt sie nicht gerade vor Freude tanzen. Sie dachte, dass man sie vielleicht ins Rathaus oder in irgendeine Behörde schickt. Wer Frauenhaus sagt, meint Elend und soziale Not – nein, das ist im Augenblick keine gute Idee. Ihr schwebt eher etwas in der Bezirksverwaltung vor, ja, das wäre perfekt ... Léonard schüttelt den Kopf, dafür gibt es aktuell keinen Bedarf. Er verschwindet wieder hinter seinen Stapeln und zieht zwei weitere Gesuche hervor. Ein Untersuchungsgefängnis in der Banlieue ... und ein Palliativzentrum für Patienten, die im Sterben liegen. Solènes Zuversicht schwindet zusehends. Gefängnisse hat sie als Anwältin ausreichend von innen erleben dürfen, nein, danke, da hat sie ihren Beitrag bereits geleistet. Und was das Palliativzentrum angeht ... Auch nicht gerade die beste Option für jemanden, der einen Weg aus der Depression sucht. Sie möchte am liebsten aufstehen und einfach gehen. Sie fragt sich, was sie hier eigentlich tut. Welcher Irrtum hat sie bloß in dieses erbärmliche Büro am Rande der Stadt geführt? Was hat sie hier verloren?

Léonard wartet ab, sein Blick hängt an ihren Lippen, seine Augen sind so voller Hoffnung, es ist beinahe rührend. Er wartet wie ein Angeklagter auf sein Urteil.

Solène fühlt sich außerstande, ihm eine Abfuhr zu erteilen. Sie hat es bis hierher geschafft, fünf Stockwerke hoch, sie hat den schlechtesten Kaffee aller Zeiten getrunken und ein Gespräch geführt. Vor einem Monat wäre all das undenkbar gewesen, sie hätte es nicht einmal aus dem Bett geschafft. Sie muss weitermachen, sie muss sich gewissen Herausforderungen stellen.

Einverstanden, hört sie sich sagen. Ich nehme das Frauenwohnheim.

Léonard strahlt, als wenn jemand das Licht hinter seinen dicken Brillengläsern angeschaltet hätte. Er sieht aus wie ein Kind, das ein unverhofftes Geschenk empfängt. Er wird der Leiterin vom Haus der Frauen sofort Bescheid sagen! Sie wird Solène unter ihre Fittiche nehmen. Es tut ihm leid, dass er Solène beim ersten Mal nicht begleiten kann – er hat selbst drei Sprechstunden in bildungsfernen Vierteln übernommen, er hat im Augenblick keine freie Minute. Aber er ist überzeugt, dass alles gut laufen wird! Sie soll nicht zögern, ihn anzurufen ... Er kritzelt eine Handynummer auf die Rückseite eines Werbeprospekts der Organisation – er hat keine Visitenkarte, darum muss er sich auch bei Gelegenheit mal kümmern. Mit diesen Worten steht er auf, begleitet Solène zur Tür, wünscht ihr alles Gute, viel Erfolg und lässt sie auf dem Treppenabsatz stehen.

Solène hat keine Gelegenheit zu protestieren. Sie fährt nach Hause mit dem unangenehmen Gefühl, dass man ihr etwas aufgedrängt hat. Sie hat sich dazu über-

reden lassen. *Öffentlicher Schreiber*, eine hübsche Umschreibung für das, was sich tatsächlich dahinter verbirgt. Die Worte haben sie verführt. Sie ist nicht auf der Hut gewesen.

Sie schluckt die zahlreichen Tabletten, die der Psychiater ihr verschrieben hat, und geht ins Bett.

Es ist ja nicht zu spät, sagt sie sich, bevor sie einschläft. Ich kann immer noch absagen.

3

Paris, 1925

Nicht heute Abend.

Es ist zu kalt.

Bitte, geh nicht.

Durch das Fenster im Wohnzimmer beobachtet Albin, wie dichte Schneeflocken auf die Hauptstadt niederrieseln. Es herrschen eisige Temperaturen an diesen ersten Novembertagen. Ein heftiger Nordwind fegt durch die Alleen, reißt den Bäumen ihre letzten Blätter aus. Es ist, als lege sich ein Leichentuch über Paris.

Blanche, hörst du mich?

Du bist in keiner guten gesundheitlichen Verfassung.

Doch Blanche ist mit anderen Dingen beschäftigt. Sie knöpft ihren Rock zu, streift sich ihre marineblaue Jerseyjacke über, ohne den Einwänden ihres Mannes Beachtung zu schenken. Albin ist besorgt. Blanche hat wieder diesen Husten. Ihre Lungenerkrankung schreitet voran. Sie hat diese Nacht vor Husten kein Auge zugetan, stundenlang, erst im Morgengrauen ist sie erschöpft eingeschlafen. Er bittet sie inständig, einen Arzt aufzusuchen.

Wozu soll das gut sein?, schnauft sie. Doktor Her vier werde ihr Ruhe und Kuren an der frischen Luft verschreiben, wunderbar! Blanche steht jedoch nicht der Sinn danach, sich in eine dieser Einrichtungen für Kranke und Alte zurückzuziehen. Albin bringt das Haus in der Ardèche ins Spiel: Sie könnten nach Saint-Georges ziehen, ein friedliches Leben fernab des hektischen Treibens in Paris führen. Das würde ihr guttun. Es wäre *vernünftig*, schiebt er unglücklicherweise hinterher.

Vernunft ist für Blanche kein Argument. Ist es nie gewesen. *Ich bin gerade nicht in gesundheitlicher Bestform, na und?*, entgegnet sie. *Ausruhen kann ich mich, wenn ich tot bin.* Da ist er wieder, der sakrosankte Satz! Albin wird wütend, er hat ihn schon so oft gehört. Genau wie ihre Versprechungen, auf sich achtzugeben. Seine Frau ist starrköpfig. Eine Kriegerin, eine Ritterin. Sie wird im Kampf sterben, das Schwert in der Hand.

Er muss sich geschlagen geben, zusehen, wie sie aus der Wohnung verschwindet. Nichts wird sie aufhalten, er weiß es. Noch nie hat Blanche aus gesundheitlichen Gründen von irgendetwas abgelassen. Und mit achtundfünfzig Jahren wird sie nicht plötzlich damit anfangen. Die drei »S« an ihrem Kragen sind schließlich nicht reine Dekoration. Sie stehen für eine Mission, eine Berufung, sie sind ihre Existenzberechtigung.

Suppe. Seife. Seelenheil. Drei Wörter, die auf den Punkt bringen, wofür Blanche sich mit Leib und Seele einsetzt: den Ärmsten zu helfen. Es ist das Credo der

Organisation, der sie seit bald vierzig Jahren treu zu Diensten steht.

1867 wird Blanche als Tochter eines Franzosen und einer Schottin in Lyon geboren. Sie wächst in Genf auf. Als ihr Vater, ein Pfarrer, stirbt, ist Blanche erst elf Jahre alt. Ihre Mutter muss nun allein für die fünf gemeinsamen Kinder sorgen. Blanche ist die Jüngste unter den Geschwistern und lässt schon früh ein ausgeprägtes Temperament erkennen. Sie ist ein sehr empathisches Mädchen, das Leid anderer Menschen bewegt sie, jede Form der Ungerechtigkeit fordert ihren rebellischen Geist heraus. In der Mädchenschule stellt sie sich gegen die Großen, um die Kleineren zu beschützen. Sie wird oft dafür bestraft. Nicht selten kommt sie mit Bluterüssen an den Knien, zerrissener Bluse und vollkommen verdreckt nach Hause. Ihre Mutter liest ihr die Leviten, vergeblich. Sie verkennt, dass die Empörung ihrer Tochter ein Geschenk ist, eine Stärke, mit der sie später aufopferungsvoll Großes vollbringen wird.

Alles, was Blanche tut, tut sie mit Leidenschaft. Als Jugendliche reitet sie, fährt Schlittschuh und Kanu, tanzt. Wo ihre Freundin Loulou und sie sind, ist immer etwas los, wird immer gelacht. *Sie hat Anmut und Feuer*, heißt es in der Familie. »Die kleine Mondäne«, wie man sie nennt, nimmt sich, was die Genfer Gesellschaft ihr an Vergnügungen und Annehmlichkeiten zu bieten hat.

Mit siebzehn schickt ihre Mutter sie zu Verwandten nach Schottland, sie ist der Meinung, dass ein Tapetenwechsel ihrer Tochter guttun wird. Dort lernt Blanche in einem Salon Catherine kennen, »die Marschallin«, sie ist die älteste Tochter des englischen Pfarrers William Booth. Blanche hat schon einiges über diesen Mann gehört, der vielen als Erleuchteter gilt; er wolle die Welt verändern, sagt man, soziale Ungerechtigkeit abschaffen. Und weil *manche Kämpfe eine Armee erfordern*, hat er vor kurzem eine Organisation ins Leben gerufen, die nach dem Vorbild einer militärischen Struktur funktioniert. Mit Fahne, Uniform und Hierarchie, nichts fehlt. Erklärtes Ziel seiner Bewegung ist, gegen das Elend zu kämpfen, ohne Ansehen von Nationalität, Ethnie oder Religion. In England soll diese Heilsarmee losmarschieren, um von dort aus die ganze Welt zu erobern.

In dem Salon in Glasgow wendet sich die Marschallin ohne Umschweife an die Versammelten: *Und Sie! Was wollen Sie aus Ihrem Leben machen!*, fragt sie in die Runde. Aufgewühlt hört Blanche zu. Die Worte finden einen starken Widerhall in ihr, als hätte jemand sie laut und klar in eine Kathedrale hineingerufen. Es ist ein Appell. Etwas Ähnliches hat Blanche schon einmal erlebt, als sie in der Kirche den Satz hörte: *Lasse alles hinter dir, und dir wird alles gegeben*.

Alles geben. Alles hinter sich lassen. Ist sie, die kleine Mondäne, die sich so gern vergnügt, dazu überhaupt in

der Lage? Ein unerwarteter Wunsch regt sich in ihr. Mit einer Kraft, die sie überrascht. Sollte das ihre Bestimmung sein? Der Sinn ihres Lebens?

*Wirfst in den Staub das Edelmetall
Zum Flussgestein das Feingold*

Das Buch Hiob weist ihr die Richtung, in die sie gehen will ... Blanche verkauft ihren Schmuck und unterstützt mit dem Erlös die Heilsarmee. Sie spürt keinerlei Bedauern dabei, sie fühlt sich, im Gegenteil, erstaunlich erleichtert. Dieser Akt markiert den Anfang ihres Engagements. Blanche hat ihren Weg nun gefunden. Die Worte von Hiob werden ihr Licht und Kompass sein, sie werden sie führen, ihr Leben lang – und darüber hinaus.

Als sie wieder zu Hause ist, verkündet Blanche ihren Entschluss, in die Armee einzutreten. Sie will sich in der *École militaire* von Paris ausbilden lassen! Ihre Mutter mahnt sie zur Vernunft: Sie weiß, wie das Leben der Heilsarmisten aussieht, Blanches ältester Bruder hat sich schließlich auch dort verpflichtet. Sie fürchtet um das Wohl ihrer Jüngsten, sollte sie sich tatsächlich in diese gefahrvolle, unsichere Existenz begeben, fernab der behüteten Umgebung, in der sie großgeworden ist. Blanche ist nicht bei guter Gesundheit, sie hat schwache Lungen. Seit ihrer Kindheit muss sie regelmäßig zur Kur. Auch der Bruder versucht, sie von ihrem Plan ab-

zubringen, ohne Erfolg. Für Blanche steht fest, dass sie nichts anderes im Leben will, sie fühlt sich der Herausforderung gewachsen.

Sie kann sich nicht vorstellen, ihr Leben in den engen Grenzen von Heim und Herd zu verbringen. Sie sehnt sich nach anderen, weiteren Horizonten. Die Armee bietet Blanche die Möglichkeit, ihrer Berufung zu folgen, ihrem vorgezeichneten Schicksal zu entkommen. Sie lebt in einer Zeit, die jungen Frauen aus dem Bürgertum kaum Perspektiven eröffnet. Man schickt die Mädchen zur Ausbildung ins Kloster und dann in die Ehe mit einem Mann, den sie sich nicht ausgesucht haben. *Wir erziehen sie wie Heilige, dann aber geben wir sie wie Stutenfüllen preis*, schreibt George Sand, die vehement und mit lauter Stimme gegen die Heirat protestiert, die man ihr auferlegen will. Eine Frau, die arbeitet, genießt keinerlei Ansehen. Nur Witwen und Alleinstehende müssen zu diesem extremen Mittel greifen. Und es gibt wenige Möglichkeiten für sie, Geld zu verdienen, etwas anderes als Dienstmädchen, Konfektionistin, Schauspielerin oder Prostituierte ist nicht vorgesehen.

In der Heilsarmee herrscht seit ihrer Gründung die absolute Gleichberechtigung der Geschlechter. Die Frauen sind sogar in der Überzahl: Sieben von zehn Offizieren sind Offizierinnen. Sie genießen wie ihre männlichen Kollegen die Freiheit zu predigen, womit Booth für ei-

nen Aufschrei der Empörung in den Reihen anderer religiöser Institutionen gesorgt hat. Auf Versammlungen wird er nicht müde zu bekräftigen: *Meine besten Männer sind Frauen!* Diese Durchmischung wirbelt eine Menge Staub auf, man ist schockiert. In London lacht man über die uniformierten Heilsarmistinnen mit ihren breitkrepmpigen Halleluja-Hüten, die sie sommers wie winters tragen. In Paris pfeift man ihnen auf der Straße hinterher, miaut oder schreit wie ein Esel, um sie daran zu hindern, in der Öffentlichkeit das Wort zu ergreifen. Giftige Kröten kämen ihnen aus dem Maul, heißt es. Man beschimpft sie als Männer in Röcken. Man buht sie nieder als Klamaukarmee und Weibersoldaten. Blanche macht sich nichts aus dem Gespött. Sie weiß, dass sie genauso gut predigen kann wie ein Mann. Und sie wird es beweisen.

In ihrem Umfeld stößt Blanche mit dem Wunsch, in die Heilsarmee einzutreten, auf Ablehnung. Ihre beste Freundin Loulou schreibt ihr sogar einen Brief, um ihr die Sache auszureden: *Ich bleibe dabei, dass es nicht die Rolle einer Frau ist, durch die Straßen von Paris zu laufen, eine Frau, die predigt, verhält sich ebenso widernatürlich wie ein Mann, der Strümpfe stopft. Die einzige und vornehmste Aufgabe einer Frau besteht darin, sich dem Wohl von Haus und Familie zu widmen, sie hat in aller Unauffälligkeit für das Glück ihres Mannes zu sorgen und sich ausschließlich um die Kin-*

der zu kümmern. Loulous Einsatz ist vergeblich. Blanche hat nicht die Absicht, ihr Leben mit dem Stopfen von Socken zu verbringen. Sie hat Besseres zu tun, als sich mit der Statistenrolle zu begnügen, die man für sie vorsieht. Sie will ins Rampenlicht, sich nützlich machen. *Etwas für das Land tun,* sagt sie. Die Einwände der einen und die Vorbehalte der anderen verhallen im Nichts. Blanche wird Genf definitiv verlassen, um die Militärschule in Paris zu besuchen.

In dem Wohnheim in der Avenue de Laumière, wo die Rekrutinnen der Heilsarmee untergebracht sind, erfährt Blanche, was es heißt, bescheiden zu leben. Egal, auf welcher Hierarchiestufe sich die Soldatinnen befinden, sie alle kämpfen mit Müdigkeit, Kälte und Hunger. Sie halten Wache und fasten, sie leben in bitterer Armut. Nicht selten kocht Blanche Brennnesseln zum Abendessen. In England und in der Schweiz ist es den Heilsarmisten gelungen, Fuß zu fassen, doch in Frankreich wird ihnen großer Widerstand entgegengebracht. Hier herrscht eine katholische Tradition, mit Argwohn beobachtet man deshalb, wie eine Armee aus Protestanten sich ausbreiten will. Die Offiziere werden im ganzen Land verfolgt. Sie werden mit Steinen beworfen, mit Fausthieben und Fußtritten traktiert, mit kochendem Wasser übergossen. Wenn Blanche abends in die Avenue de Laumière zurückkehrt, kleben ihr faule Eier, Abfälle, das Fleisch toter Ratten an Hut und Kleid, alles, wo-

mit man sie tagsüber beworfen hat. Ein junger Soldat wurde zu Tode geprügelt, grausam gelyncht. Blanche ist entsetzt, lässt sich jedoch nicht entmutigen. Erst im Angesicht der Gefahr misst sich die Glaubwürdigkeit eines Engagements. Ihres ist echt und vollkommen intakt. Kein Zweifel, weder Kälte noch Hunger fechten es an. Es scheint ihr, dass genau darin ihr Leben besteht, in diesem Kampf, in der Bereitschaft, denen, die nichts haben, ihre Hand zu reichen.

Die Armee befriedigt all ihre Instinkte: ihr Mitgefühl für andere, die Schlimmes durchmachen, ihre Fähigkeit zur Selbstlosigkeit, ihre Bewunderung von Heldentum, ihren Sinn für Abenteuer. Die Uniform steht Blanche gut, sie ist genau auf sie zugeschnitten. Ihre Mutter wird lange auf die Rückkehr der »kleinen Mondänen« warten müssen. Sie dachte, dass der Wille ihrer Tochter durch die harten Prüfungen schnell ins Wanken geriete, sie hat sich getäuscht. In der Armee hat Blanche den Ort gefunden, wo ihre Talente Gestalt annehmen können.

Blanche löst die Verlobung mit einem jungen Kapitän, dem sie versprochen ist: Sie will keine Fesseln, keine Verbindung, die ihre Bewegungsfreiheit einschränkt. Ihre Mission ist nicht mit einer ehelichen Beziehung vereinbar. Sie nimmt sich fest vor, allein zu bleiben, wie ihre Freundin Evangeline, die jüngste der Booth-Töchter, die sie in der Armee kennengelernt hat. Eine Freundschaft fürs Leben. Die beiden jungen Frauen schwören einander, das Zölibat zu wahren, um der Or-

ganisation besser dienen zu können. Wie zwei Nonnen im Kriegsgewand. Zwei Soldatinnen.

Doch dann kommt es zu einer Begegnung, die Blanchés festen Vorsatz erschüttert.

Er heißt Albin.

Er ist neunzehn Jahre alt, und sein Lächeln lässt einen jeden Schwur der Welt brechen.

4

Paris, heute

Ein Telefonat würde ausreichen, um alles rückgängig zu machen. Solène muss Léonard nur anrufen und ihm mitteilen, dass sie sich nun doch anders entschieden hat. Dass sie ihre Arbeit in der Kanzlei wieder in Vollzeit aufnimmt. Lügen kann sie gut – das hat sie schließlich über Jahre hinweg getan. Doch irgendetwas hält sie zurück. Würde sie damit nicht bloß in ihrer Komfortzone verharren und den Weg des geringsten Widerstands gehen? Sie schaut sich in ihrer aufgeräumten, sauberen Wohnung um, ein goldener Käfig, in dem sie verkümmert. Vielleicht täte es ihr gut, wenn sie einmal alles auf den Kopf stellen und sich jenseits der abgesteckten Pfade bewegen würde? Sie ist immer der vorgezeichneten geraden Linie gefolgt, wäre es nicht an der Zeit, mal davon abzuweichen?

Ein Haus für Frauen, die in Schwierigkeiten sind. Sie hat niemals einen Fuß in eine solche Einrichtung gesetzt. Wer weiß, was sie dort erwartet? Kriminelle, Obdachlose, Ausgestoßene, geschlagene Frauen, Prostituierte ... Sie hat Angst, dafür nicht stark genug zu sein. Sie ist weit weg von jeglichem sozialen Elend großgeworden, in einem behüteten Umfeld. In der Kanzlei

hatte sie mit Finanzhaien zu tun. Ganoven, ja, aber im Cifonelli-Anzug. Vor echter Not war sie bisher bewahrt. Der begegnet sie nur in Zeitungen, in Fernsehreportagen. Sie beobachtet sie aus der Ferne, von der sicheren Seite aus. Wie jedem ist ihr der Begriff »Prekariat« natürlich geläufig, er ist in den Medien allgegenwärtig, aber sie hat sich nie direkt, in der Realität, damit auseinandersetzen müssen. Ihre Erfahrung mit Armut beschränkt sich auf die junge Obdachlose vor der Bäckerei, die um ein paar Münzen oder ein Stück Brot bettelt. Ob es schneit, regnet oder windet, sie sitzt dort verlässlich mit ihrem Geldbecher. Solène sieht sie jeden Morgen. Doch sie ist noch nie bei ihr stehen geblieben. Nicht aus Verachtung oder Gleichgültigkeit, eher aus Gewohnheit. Armut gehört zum Bild dazu, so ist es nun mal. Sie wird akzeptiert als unabänderliches Detail der städtischen Landschaft. Ob man der Frau eine Münze gibt oder nicht, sie wird am nächsten Morgen wieder dort sitzen, was nützt es also? Die Verantwortung des Einzelnen löst sich in der Verantwortung der Gesellschaft auf. Es ist wissenschaftlich nachgewiesen: Je zahlreicher die Zeugen eines Überfalls sind, desto seltener greift jemand ein. Genauso ist es mit der Armut. Solène ist nicht egoistisch, sie verhält sich wie Millionen anderer Männer und Frauen, die es eilig haben, die durch die Straßen der Hauptstadt laufen, ohne nach links oder rechts zu sehen. Jeder für sich, und Gott für alle – sofern es Gott gibt.

Trotz der Tabletten verbringt sie eine unruhige Nacht. Die Leiterin des Wohnheims will sich am nächsten Tag mit ihr treffen. Nachdem sie alle Ausreden, die sie erfinden könnte, um sich aus der Affäre zu ziehen, im Kopf durchgegangen ist, trifft Solène eine Entscheidung. Sie wird hingehen. Zumindest hätte sie es dann versucht. Wenn ihr der Ort zu trist, zu deprimierend ist, wird sie Léonard anrufen und den Job absagen. Sie befindet sich gerade erst auf dem Weg der Besserung. Das Ehrenamt sollte eine Therapie sein, keine Strafe.

Sie kommt zu früh zu der Verabredung, wie immer. Ein alter Reflex aus Kanzleizeiten. *Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige*. Eifrige Schülerin, die sie ist, hat sie sich immer an diese Redensart gehalten. Aber allmählich hat sie die Nase voll davon, immer das brave, perfekte Mädchen zu sein. Sie würde am liebsten sofort abhauen, den Termin mit der Heimleiterin sausen lassen, sich nicht dafür entschuldigen, sich wenigstens ein Mal in ihrem Leben ungehobelt und schlecht erzogen zeigen. Und sich darum nicht weiter scheren.

Natürlich tut sie nichts dergleichen. Sie setzt sich in ein Café in der Nähe und bestellt einen Tee – sie hat heute Morgen nichts runterbekommen, weil ihre Kehle wie zugeschnürt war. Sie schaut sich um, dabei wird ihr bewusst, dass sie sich in einem der Bistros befindet, die es durch die Attentate am 13. November 2015 zu trauriger Berühmtheit gebracht haben. Fünfundzwanzig Op-

fer, die, wie sie, hier saßen und etwas getrunken haben. Der Gedanke lässt Solène schauern. Sie denkt an den Inhaber des Cafés, an seine Gäste, seine Stammkunden. Wie schaffen sie es, weiterzuleben? Sie beobachtet die Menschen auf der Terrasse, den Ausdruck auf ihren Gesichtern. Sie fühlt sich ihnen auf seltsame Weise nah. Ob sie sich auch als fragil und unsicher empfinden? Haben sie ihre Lebensfreude wiedergefunden, eine Sorglosigkeit und Selbstverständlichkeit im Alltag? Oder sind diese Gefühle unwiederbringlich verloren? Solène denkt über die Zukunft nach. Wie wird die wohl aussehen? Hat sie überhaupt eine? Im Augenblick hat sie den Eindruck, dass alles in der Schwebe ist, nicht greifbar. Ein paar Stunden pro Woche wird sie sich ehrenamtlich betätigen, und dann? Ihr wird schwindlig. Zumindest kann sie mit ihren Ersparnissen noch eine Weile über die Runden kommen.

Es ist Zeit aufzubrechen. Solène legt ein paar Münzen auf den Tresen, überquert die Straße und findet sich vor einem riesigen Gebäude wieder. Das Wohnheim ist viel größer, als sie dachte – sie hatte sich auf einen mehr oder weniger heruntergekommenen Kasten im Hinterhof eingestellt. Stattdessen steht sie vor einem fünfstöckigen Bau, der sehr prominent an einer Kreuzung steht. Ein breiter, halbrunder Frontgiebel überragt das Eingangsportal. An der Fassade sind zwei Bronzetafeln angebracht. Neugierig tritt Solène näher. Das Bauwerk wurde Anfang des 19. Jahrhunderts errichtet. Es ist als

historisches Monument ausgewiesen, als »Palast der Frau«. Seltsamer Name. Er suggeriert etwas Prunkvolles, man denkt an die Residenz einer Königin. Nicht an eine Einrichtung für Frauen in Not.

Solène erklimmt die Stufen zum Eingang. Eine Tür ist den Bewohnerinnen vorbehalten. Neben einer zweiten befindet sich eine Klingel mit dem Schild »Besucher«. Solène drückt auf den Knopf und wird in den Palast hineingelassen.

Am Empfang sitzt eine junge Angestellte hinter einem großen Resopaltresen, vertieft in ihre Arbeit. Sie bittet Solène, Platz zu nehmen und sich ein wenig zu gedulden. Im Wartebereich allerdings hat sich eine Frau ausgebreitet, vollkommen erschöpft, umringt von unzähligen Tragetaschen. Trotz der Geräuschkulisse schläft sie tief und fest. Als hätte sie eine tausendjährige Reise hinter sich. Solène hat Angst, sie aufzuwecken, wenn sie sich neben sie setzt. Also bleibt sie stehen, sie fühlt sich wohler damit.

Die Begrüßung der Heimleiterin reißt sie aus ihren Gedanken. Solène hatte sich eine ältere Dame vorgestellt – vor ihr steht eine Frau um die vierzig, wie sie selbst, mit kurzen Haaren und festem Händedruck. Sie bittet Solène, ihr in den Gemeinschaftssaal des Wohnheims zu folgen, einen großen, hellen Raum, der mit Pflanzen, Korbesseln und einem Flügel ausgestattet ist. Durch ein spitz zulaufendes Glasdach fällt Tageslicht.

Ein einladender, gemütlicher Ort. Das Herzstück des Palastes, bemerkt die Leiterin. Ein Treffpunkt für die Bewohnerinnen, um sich zu unterhalten. Ein paar Veranstaltungen finden hier ebenfalls statt. Sie rät Solène, sich in diesem Raum ihren Arbeitsplatz einzurichten, so sei sie greifbarer für alle als in einem geschlossenen Büro. Dann schlägt sie vor, die übrigen gemeinschaftlich genutzten Räume zu besichtigen – die Wohnbereiche der Frauen sind strikt privat und nicht zugänglich. Auf dem Weg zur Turnhalle kommt ihnen eine junge Frau in Neonpulli und ausgewaschener Jeans hinterher. Verzweifelt wendet sie sich an die Leiterin. So kann das nicht weitergehen, die Tatas haben schon wieder bis Mitternacht Krach gemacht! Sie möchte in ein anderes Stockwerk ziehen, sie hält das nicht mehr aus! Die Gesichtszüge der jungen Frau sind müde, sie wirkt trotzig. Die Leiterin sagt, dass sie gerade keine Zeit habe, verspricht aber, mit den Tatas zu reden. Was die Zuordnung der Zimmer angeht, darüber hätten sie ja schon gesprochen, Cynthia kenne doch die Vorschriften. Murmend entfernt Cynthia sich. Die Leiterin entschuldigt sich bei Solène, dass sie diesem vertraulichen Gespräch beiwohnen musste. Manche der Frauen kommen nicht gut zurecht mit der Heimsituation, erklärt sie. Man ist hier mit den unterschiedlichsten Persönlichkeiten konfrontiert, muss Konflikte beilegen. Die kulturellen Differenzen und das Zusammenleben auf engem Raum sorgen für Spannungen. Die Palastbewohnerinnen brin-

gen alle eine eigene Geschichte mit. Oft haben sie mit ihrem Umfeld, ihrer Familie gebrochen. Sie brauchen Hilfe, um wieder auf die Beine zu kommen, wieder einen Platz in der Gesellschaft zu finden. Theoretisch ist es eine schöne Idee, in dieser Phase in einer Wohngemeinschaft aufgehoben zu sein, in der Praxis erweist sich das manchmal als schwierig.

Sie betreten die geräumige Turnhalle, die um diese Uhrzeit leer ist. An den frisch gestrichenen Wänden hängen Spiegel, wie in einem Ballsaal. Im hinteren Teil befinden sich nagelneue Sportgeräte. Schon lange hat Solène keine Turnhalle mehr von innen gesehen. Früher hat sie sich immer fit gehalten, sie hatte sogar ein Abonnement im Fitnessstudio ihres Viertels, das sie allerdings schnell wieder drangeben musste – die Arbeit in der Kanzlei hat auch diese Stunden verschlungen. Anschließend geht es in die Bibliothek, auch dieser Raum ist groß, es stehen jedoch nur wenige Regale mit Büchern darin. *Wir haben Schwierigkeiten, die Bewohnerinnen zum Lesen zu animieren*, gesteht die Leiterin. Die Frauen, die ein bisschen lesen, kann man an einer Hand abzählen, die anderen lesen gar nicht. Ein Grund dafür ist die sprachliche Barriere – einige sprechen zu schlecht Französisch. Zweimal in der Woche bieten wir deshalb Sprachkurse an.

Sie durchqueren einen Musiksaal, in dem zwei Klaviere stehen, besichtigen verschiedene Tagungsräume und einen alten Teesalon, bis sie schließlich in einen

Saal mit spektakulären Ausmaßen gelangen. Lange war hier ein sehr gut besuchtes Restaurant untergebracht, erklärt die Leiterin. Eine beliebte Anlaufstelle für das ganze Viertel. Heute organisieren wir hier nur noch unser alljährliches Weihnachtsessen. Den Rest des Jahres vermieten wir diesen Raum für größere Veranstaltungen. Manche Modelabels nutzen ihn für ihren Ausverkauf. Auch die Fashion Week präsentiert hier neue Kollektionen. Solène ist verwundert. Ist es nicht ein bisschen ungewöhnlich, die großen Modemacher an einen Ort zu holen, wo Frauen leben, die kaum etwas zum Anziehen haben? Die Leiterin lächelt. *Ich kann Ihre Reaktion gut nachvollziehen, sagt sie, aber manche Labels lassen sich darauf ein, alles, was sie nicht verkauft haben, zu geringen Preisen abzugeben. Davon abgesehen finden die Bewohnerinnen es toll, sich die Modenschauen ansehen zu können. Und es ist eine Gelegenheit, das Haus der Frauen zu öffnen. Die wirkliche Durchmischung besteht ja nicht nur darin, Kulturen und Traditionen zusammenzuführen, das passiert hier sowieso. Sondern darin, das Leben da draußen in den Palast zu holen.*

Die Organisation des Wohnheims ist komplex, fährt sie fort. In dem Gebäude sind mehrere Einheiten untergebracht. Die reguläre Wohneinheit umfasst dreihundertfünfzig Einzimmerapartments, die mit Bad und Toilette ausgestattet sind – manche auch mit einer eigenen Kochnische, ansonsten steht eine Gemeinschaftsküche

zur Verfügung. In diesen Apartments wohnen alleinstehende Frauen, die Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe beziehen und eine moderate Miete zahlen. Daneben gibt es das Zentrum für Unterkunft und Stabilisierung, das für Notfälle zuständig ist. Hier müssen keine Aufnahmebedingungen erfüllt werden, die Hilfesuchenden sind Menschen, die sich in einer »ungeregelten Aufenthaltssituation« befinden, sprich keine Papiere haben. Meistens sind es Frauen mit Kindern. Etwa vierzig Zimmer hält das Zentrum für Migranten bereit. Wo sie herkommen, ist stark vom politischen Kontext abhängig – im Augenblick nehmen wir viele Menschen aus Subsahara-Afrika auf, aus Eritrea und dem Sudan. Schließlich gibt es seit kurzem auch noch eine kleine Pension mit ungefähr zwanzig Unterkünften für Paare und Familien.

Im Ganzen beherbergt die Einrichtung mehr als vierhundert Menschen. Hinzu kommen die siebenundfünfzig Angestellten: Sozialarbeiter, Erzieher, Reinigungskräfte, Verwaltungsangestellte, Buchhalter und Techniker. Solène ist beeindruckt. Dieser Ort ist eine Art Babylonischer Turm, hier mischen sich alle Religionen, alle Sprachen, alle Traditionen. Das Nebeneinander funktioniert nicht immer reibungslos, sagt die Leiterin. Vierhundert Frauen machen Lärm. Sie unterhalten sich, klatschen, singen, schreien. Manchmal prügeln sie sich auch. Sie beschimpfen und versöhnen sich wieder. Die Anwohner ringsum fühlen sich dadurch oft gestört. Die Besitzer des Hauses nebenan geben regel-

mäßig Beschwerdebriefe am Empfang ab. Sie tut, was sie kann, um die Situation zu entspannen. Manche Anwohner gewöhnen sich an den Lärm. Andere ziehen weg aus der Gegend.

Es ist sicher nicht das Paradies, sagt die Leiterin, als sie Solène zum Ausgang begleitet, aber die Frauen haben immerhin ein Dach über dem Kopf. Im Palast sind sie in Sicherheit. Im Durchschnitt bleiben sie drei Jahre, manche sind auch schon ein bisschen länger da. Eine der Frauen lebt seit fünfundzwanzig Jahren hier. Sie sagt, sie sei noch nicht bereit zu gehen. Sie fühlt sich hinter diesen Mauern beschützt.

Als Solène das Wohnheim verlässt, ist sie beruhigt. Der Ort ist angenehmer, als sie ihn sich ausgemalt hatte. Er ist hell, lebendig. Sich dort eine Stunde pro Woche ehrenamtlich zu betätigen ist vielleicht doch gar nicht so schlimm. Sie wird ein paar Briefe verfassen, das ist alles. Dann kann sie ihrem Psychiater sagen: »Ich hab's versucht.« Die Übung wird ihr weniger schwerfallen als gedacht.

Beinahe beschwingt kehrt sie in ihre Wohnung zurück. An diesem Abend schläft sie ohne Medikamente ein.

Aber die Wahrheit ist, sie hat keine Ahnung, was sie erwartet.